

Gottfried Schnödl · Leuphana University Lüneburg · schnoedl@leuphana.de

Das relationale Apriori Wiens / Das städtische Apriori des Relationalismus

Stadt, Raum und Text in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*

Asking if Robert Musil's *The Man without Qualities* can be read as a city novel, this paper links modern concepts of space (from the contexts of philosophical, biological, and psycho-physical theories around 1900) to Musil's prose, which is described as a praxis of "space writing." The author presents this kind of *space writing* as an attempt to cope with the modern city, going beyond the classical *episteme* of representation. The paper concludes that modern cities constitute a *dispositif* for developing new concepts of space and new practices of writing.

KEYWORDS

city, heidegger, literature, man without qualities, musil, relationalism, space

HOW TO CITE

Gottfried Schnödl: "Das relationale Apriori Wiens / Das städtische Apriori des Relationalismus. Stadt, Raum und Text in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*", in: *Le foucaldien*, 2/1 (2016), DOI: 10.16995/lefou.19

Contents

| | |
|-------------------------------------------|----|
| 1. Ortsausgang | 2 |
| 2. Räumlichkeit und Relationalismus | 3 |
| 3. Raum-Schreiben..... | 7 |
| 4. Ortseingang..... | 10 |

1. Ortsausgang

Robert Musils zu Lebzeiten nur teilweise veröffentlichtes und unvollendet gebliebenes *opus magnum*¹ ist, entgegen einem gewissen Trend in der Literatur seiner Zeit, kein Stadroman. Anders als seine Zeitgenossen James Joyce, John Dos Passos, Thomas Mann u. v. a. legt Musil keinerlei Wert auf die literarische Herstellung von Wiedererkennbarkeit real existierender örtlicher Gegebenheiten. Auf mehr als 2000 Seiten finden sich so gut wie keine expliziten Hinweise auf die Straßen, Gebäude, Plätze und Viertel, aus denen sich jene "Haupt- und Residenzstadt"² zusammensetzt, in welcher der weitaus größte Teil der Handlung spielt. Noch vor der Nennung des bloßen Namens jener Stadt schreckt Musil zurück. Zwar wird bereits auf der ersten Seite des Romans – fast verschämt – zugegeben, dass es sich bei ihr um "Wien" handelt. Der Absatz endet jedoch mit einer apodiktischen Zurücknahme – die Frage danach, in welcher Stadt man sich befinde, sei nicht nur vernachlässigbar, sondern eine ebenso naheliegende wie gefährliche Konvention: Sie "lenkt von Wichtigerem ab".³

Wenn hier die real existierende Stadt in den Hintergrund tritt, dann jedoch nur, um Fragen nach Räumlichkeit und Formierung von anderer – mit einiger Berechtigung könnte man sagen: grundlegenderer – Art Platz zu machen. Vor dem Hintergrund der geradezu prinzipiellen und nicht nur hinsichtlich des *Mann ohne Eigenschaften*, sondern des ganzen Musil'schen Werks zu konstatierenden Bemühung des Autors, "Zeit und Ortskoordinaten zu verweigern"⁴, mag das überraschend erscheinen. In einem Brief an einen bislang nicht zweifelsfrei ermittelten Adressaten besteht Musil jedoch selbst auf der zentralen Bedeutung jener Fragen, die von ihm nicht etwa bloß als besonders bedeutendes *Thema* kenntlich gemacht, sondern ins Zentrum der eigenen schriftstellerischen *Methode* gerückt werden:

*Wenn ich Ihre Worte zusammenziehe, so sagen Sie: der erste Band [des Mann ohne Eigenschaften] verzichtet auf die Dimension der Zeit, des Ablaufs, der zeitlichen (u. wie ich gleich beifügen will: damit auch der kausalen) Entwicklung. Sie sehen dem richtigerweise einen Verzicht auf den 'Stil der Erzählung' vorangehen. Das Vorher und Nachher ist nicht zwingend, der Fortschritt nur intellektuell und räumlich.*⁵

¹ Musil arbeitete spätestens ab 1921, folgt man einem Hinweis Karl Corinos, bereits ab 1913 an Vorstufen zu seinem Werk, die sich in den späten 1920ern, nach einigen z. T. stark abweichenden Versuchen, immer stärker zu dem verdichten, was heute als *Der Mann ohne Eigenschaften* in Gestalt von zwei zu Lebzeiten veröffentlichten Bänden und zahllosen weiteren Kapiteln und Entwürfen vorliegt. Einen Überblick über die ebenso lange wie komplexe Entstehungsgeschichte, die sich bis zu Musils Tod 1942 hinzieht, gibt Karl Corino: *Robert Musil. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003, v. a. S. 823–842; der Hinweis auf den Beginn der Arbeit am *Mann ohne Eigenschaften* im Jahr 1913 findet sich auf S. 823.

² Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften* (= Ders., Gesammelte Werke in neun Bänden, hg. v. Adolf Frisé, Bde. 1–5), Bd. 1, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 10.

³ Ebd.

⁴ Nanao Hayasaka: *Robert Musil und der genius loci. Die Lebensumstände des "Mannes ohne Eigenschaften"*, München: Fink 2011, S. 11.

⁵ Robert Musil: *Briefe 1901–1942*, hg. v. Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980, S. 496.

Anstatt auf den Umstand zu verweisen, dass die Stadt des *Mann ohne Eigenschaften* trotz allem durchaus Bezüge zum realen Wien des beginnenden 20. Jahrhunderts aufweist, wie Nanao Hayasaka jüngst in einer materialreichen Studie penibel nachgezeichnet hat,⁶ soll zunächst der vermeintliche Umweg über Musils Beschäftigung mit Fragen der Räumlichkeit eingeschlagen werden.

Aus der Fülle der in unterschiedlichen Wissensbereichen zu Beginn des 20. Jahrhunderts erarbeiteten, neuen Raumtheorien werden hierfür nur jene herangezogen, die das Problem des Raums mit dem Problem der Relationalität verknüpfen. Raum bedeutet in diesem Kontext nicht mehr bloß den basalen Ort, *in dem* sich Dinge oder Subjekte versammeln und zueinander verhalten, sondern dieses Zueinander-Verhalten selbst. Solch relationale Raumkonzepte finden sich zwar durchaus nicht erst um 1900, sondern spätestens hundert Jahre zuvor; am klarsten arbeitet wohl Leibniz einen solchen Ansatz aus.⁷ Um 1900 haben jedoch Theorien, die Raum als kontingente, relationale Konstellation beschreiben, eine besonders starke Konjunktur, die sich zudem nicht nur auf innerakademische Diskussionen beschränkt, sondern auch in der Populärkultur, der Kunst und allen voran der Literatur konstatiert werden kann.⁸ Musils literarischer Umgang mit Raum ist hierfür ein besonders ergiebiges Beispiel.

Ziel bleibt zwar die Frage nach der Möglichkeit, dem Phänomen der Stadt literarisch gerecht zu werden. Dabei geht es allerdings nicht um die literarische Repräsentation eines realen Ortes, sondern um eine Literatur, die sich weniger an der Darstellung eines Konglomerats aus Entitäten denn um die Formierung von "Stadt" als Produkt relationaler Prozesse bemüht. Dabei wird angenommen, dass eine solche Verschiebung selbst wiederum eng an das Dispositiv der modernen Großstadt gebunden ist; die Entwicklung der Stadt im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die anhand Musils *Mann ohne Eigenschaften* zu skizzierende Transformation literarischen Schreibens demnach zumindest mitbedingt.

2. Räumlichkeit und Relationalismus

Ihre vielleicht radikalste Fassung findet die Wendung hin zu einem relationalen Raumverständnis in Martin Heideggers "Räumlichkeit des In-der-Welt-seins", wie sie in *Sein und Zeit* knapp drei Jahre vor der Veröffentlichung des ersten Bandes des *Mannes ohne Eigenschaften* formuliert wird. An die Stelle eines abstrakten, transzendentalen Raums tritt hier die Idee vorgängiger Bezüge, die Wahrnehmungen und Handlungen organisieren bzw. immer schon organisiert haben:

⁶ Hayasaka: *Robert Musil und der genius loci*.

⁷ Gottfried Wilhelm Leibniz / Samuel Clarke: *Der Leibniz-Clarke-Briefwechsel*, hg. u. übers. v. Volkmar Schüller, Berlin: Akademie Verlag 1991. Zu modernen Raumtheorien im allgemeinen und Leibniz' Raumtheorie im Besonderen, vgl. Stephan Günzel: Physik und Metaphysik des Raums. Einleitung, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M: Suhrkamp 2006, S. 19–43, zu Leibniz S. 26f.

⁸ Zahlreiche literarische Texte gehen über eine bloße Verwendung von räumlichen Metaphern und einzelner Gedanken weit hinaus und widmen sich im engsten Sinn der Entwicklung und der Veranschaulichung neuer Raumkonzepte. Vgl. zu dieser Konjunktur: Oliver Simons: *Raumgeschichten. Topographien der Moderne in Philosophie, Wissenschaft und Literatur*, München: Fink 2007.

Der Raum befindet sich nicht im Subjekt, noch betrachtet dieses die Welt, 'als ob' die in einem Raum sei, sondern [...] das Dasein [...] ist räumlich. [...] Apriorität besagt hier: Vorgängigkeit des Begegnens von Raum (als Gegend) im jeweiligen umweltlichen Begegnen des Zuhandenen.⁹

In Heideggers Philosophie, die von Anbeginn auf eine Ontologisierung des Relationalen abzielt (und also Bezüge nicht als nachträglich zwischen Dinge zu setzende, sondern als allen vermeintlichen Entitäten vorgängige begreift),¹⁰ werden neben dem Raum auch Subjekt und Objekt Epiphänomene radikaler Relationen. Raum *ist* also nicht, sondern es sind primordiale *Beziehungen*, die Räumlichkeit gleichzeitig mit jenen Phänomenen konstituieren, welche im Rahmen jenes Denkens nicht mehr problemlos als Entitäten anzusprechen sind.

Diese neuen Raumvorstellungen sind nicht bloß philosophische Spekulationen, sondern Ergebnisse biologischer und physiologischer Experimente. Jakob von Uexküll etwa – dessen Konzept der "Umwelt" Heidegger zum "Fruchtbarsten" rechnet, "was die Philosophie heute sich aus der herrschenden Biologie zueignen kann"¹¹ – verweist bereits knapp vor dem Ersten Weltkrieg auf Untersuchungen des Ohrs, wenn er wie Heidegger Immanuel Kants Vorstellung des Raums als eines unveränderlichen "Strukturelement[s] unserer Seele" kritisiert.¹² Anders als bei Kant sei Raum nicht als eine *transzendente* Ermöglichungsbedingung von Wahrnehmung und Erkenntnis anzusehen, sondern beruhe auf einem *physiologischen* Apriori: "Die Bogengänge [der Gleichgewichtssinn höherer Wirbeltiere und des Menschen] dienen *cum grano salis* als ein Koordinatensystem, in dessen Mittelpunkt unser 'Ich' postiert ist."¹³ Raum wird hier zur jeweils spezifischen *Umwelt* insofern, als er durch den jeweiligen Organismus ebenso bestimmt ist wie durch das von diesem Wahrgenommene, oder genauer: durch die Relationen zwischen jenen Komponenten. Uexküll überwindet hier nicht nur die Vorstellung eines leeren und abstrakten Raums, sondern auch die ebenso alte wie enge Verbindung zwischen Raumkonzepten und Theorien des Sehens. Die Frage, was überhaupt in den Horizont der jeweiligen – in jedem Organismus unterschiedlich angelegten – Aisthesis gelangt, wird dabei als Frage erkennbar, die

⁹ Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer 2001 [1927], S. 111.

¹⁰ Diese Interpretation nimmt Graham Harman zum Ausgangspunkt seiner objektorientierten Ontologie, die in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum einiges Aufsehen erregt hat. So sei in Heideggers gesamtem Werk zu konstatieren, dass, "[s]tatt ein fester Gegenstand zu sein, der nur zufällig in eine Beziehung eintritt, [...] ein Seiendes in seiner Realität durch den wechselnden und launischen Sturm von Bezügen und Zuordnungen bestimmt [wird], in die es eingehüllt ist." (Graham Harman: *Objekt-orientierte Philosophie*, in: Armen Avanessian (Hg.): *Realismus Jetzt. Spekulative Philosophie und Metaphysik für das 21. Jahrhundert*, Berlin: Merve 2013, S. 122–136, hier: S. 126; ausführlicher zum radikalen Relationalismus Heideggers vgl. Graham Harman: *Tool-Being. Martin Heidegger and the Metaphysics of Objects*, Chicago/La Salle: Carus 2002, S. 13–216).

¹¹ Martin Heidegger: *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit (WS 1929/30)*, 2. Aufl., Frankfurt/M: Klostermann 1992 [1983], S. 383.

¹² Dass die von Uexküll und Heidegger aufgegriffene Raumkonzeption Kants, in der Raum als transzendentales Apriori verstanden wird, keineswegs die einzige ist, die sich in seinen Schriften findet, zeigt Stephan Günzel, der neben jener Deutung auch Kants früheren Versuch nennt, zwischen dem relationalen Raumbegriff von Leibniz und dem absoluten Newtons zu vermitteln, sowie einen späten, in dem Raum "lebensweltlich fundiert" wird. Dieser letzte Versuch, den Raum zu konzeptualisieren, kann als Vorgriff auf die hier skizzierten Versuche Heideggers und Uexkülls gelten, auch wenn diese ihn weitgehend ignorieren und ihre eigenen Versuche eher in Abgrenzung zu Kants transzendentalem Raum entwickeln (Günzel: *Physik und Metaphysik*, S. 19–43, hier: S. 28–34).

¹³ Jakob von Uexküll: Gedanken über die Entstehung des Raumes, in: Ders., *Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze*, hg. v. Felix Groß, München: Bruckmann 1913, S. 284–292, hier: S. 288.

neben den jeweiligen Organen der Orientierung (eben beispielsweise der Bogengänge) und der Wahrnehmung auch die jeweiligen Möglichkeiten handgreiflicheren Umgehens mit den Dingen in Betracht ziehen muss. "Merknetz" und "Wirknetz"¹⁴ bedingen einander. Ein "Vorne" wahrzunehmen macht beispielsweise nur dann Sinn, wenn man sich auch nach vorne bewegen kann:

Denken wir uns z. B. in eine Libelle hinein, deren Gehirn noch so einfach gebaut ist, daß es nur zur Erzeugung weniger Bildungsregeln die Möglichkeit bietet [...]. [Die] Gegenstände sind leicht geordnet. Eine Bewegung des Kopfes in der Horizontalen und eine weitere in der Vertikalen verbindet jeden Gegenstand mit zwei Bewegungsempfindungen. Damit ist die nötige Ordnung hergestellt. Um die Richtung vorn und hinten wahrzunehmen, muß man sich des freien Fluges bedienen.¹⁵

Raum wäre demnach nicht bloß als relationales, sondern als relational-dynamisches Konzept zu begreifen. Noch deutlicher wird dieser Umstand in der These von Ernst Mach und Josef Breuer, die (bereits in den Jahren 1873 bzw. 1874) gleichzeitig, aber unabhängig voneinander gezeigt haben, dass "die Flüssigkeit in den Bogengängen auf Beschleunigung reagiert, nicht aber originäre Richtungs-, geschweige denn absolute Raumempfindungen vermittelt".¹⁶ Wie bei Uexküll wird Raum demnach nur durch und in Bewegung erfahrbar bzw. wird er erst durch dynamische Prozesse produziert. Machs radikaler Empirioskritizismus, den er in der *Analyse der Empfindungen* niederlegt, die knapp zwei Jahrzehnte nach ihrer Erstveröffentlichung im Jahr 1886 für die Literatur Jung-Wiens zu einem zentralen Referenzwerk werden sollte,¹⁷ erweitert diesen Gedanken zu einem umfassenden, relationalistischen Konzept von Erfahrung (das Raumerfahrungen prinzipiell einschließt). Entitäten – einschließlich der menschlichen 'Subjekte' – werden hier nicht nachträglich zueinander in Relation gesetzt, sondern diese ist ihnen jederzeit vorgängig. Machs Lehre beschränkt sich nicht bloß auf das Postulat gleichsam kleinerer, tieferliegender "Elemente", aus denen erst "Denkgewohnheiten" wie Subjekte und Objekte aufgebaut würden. Vielmehr werden jenen Elementen im engsten Sinn radikale Relationen zur Seite gestellt; Bezüge also, die auf derselben Ebene liegen wie die von Mach sogenannten "elementaren" "Farben, Töne, Wärmen, Drücke, Räume, Zeiten usw."¹⁸. Erst als verknüpfte, in irgendeiner Beziehung

¹⁴ Uexkülls "Merknetz" bezeichnet die Reichweite der jeweiligen Wahrnehmungsfähigkeit, das "Wirknetz" hingegen gibt den Bereich an, auf den ein spezifischer Organismus eine wie auch immer geartete Wirkung ausüben kann. Dass die beiden "Netze" notwendig aneinandergesetzt sind, macht eine der zentralen Annahmen seiner Theorie der Umwelt aus und wird von Uexküll anhand von unterschiedlichen Organismen immer wieder dargelegt (Vgl. Jakob von Uexküll: *Umwelt und Innenwelt der Tiere*, Berlin: Springer 1909).

¹⁵ Uexküll: Gedanken über die Entstehung des Raumes, S. 288.

¹⁶ Zit. nach Günzel: *Physik und Metaphysik*, S. 36.

¹⁷ Um diese Popularisierung der Thesen Machs im intellektuell-künstlerischen Milieu Wiens hat sich allen voran Hermann Bahr verdient gemacht, vgl. Hermann Bahr: Philosophie des Impressionismus, in: *Der Tag* (Berlin), (26.4.1903), S. 1–3 sowie ders.: Das unrettbare Ich, in: *Neues Wiener Tagblatt* (Wien), (10.4.1903), S. 1–4. Zu Machs Bedeutung für die Ästhetik der Zeit um 1900, auf die hier nicht gesondert eingegangen werden kann, vgl. Manfred Diersch: *Empirioskritizismus und Impressionismus: Über Beziehungen zwischen Philosophie, Ästhetik und Literatur um 1900 in Wien*, 2. Aufl. Leipzig/Berlin: Rütten u. Loening 1977; und Jutta Müller-Tamm: *Abstraktion als Einfühlung. Zur Denkfigur der Projektion in Psychophysiologie, Kulturtheorie, Ästhetik und Literatur der frühen Moderne*, Freiburg: Rombach 2005, S. 52–64.

¹⁸ Ernst Mach: *Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, 9. Aufl., Jena: Gustav Fischer 1922, S. 2.

zueinanderstehende können jene Elemente überhaupt wahrgenommen werden. – "Das Ding, der Körper, die Materie ist nichts außer dem *Zusammenhang* der Elemente".¹⁹

Musil ist mit solchen Theorien nicht nur gut vertraut, sondern als Student bei dem späteren Mitbegründer der Gestalttheorie Carl Stumpf in Berlin (1903–1908) und Verfasser einer Promotion über Mach (1908 mit *laudabile* bewertet) direkt mit dieser neuen Wissenschaft des Relationalen bzw. ihrer Bedeutung für Fragen des Raums beschäftigt. So lassen sich einige der im Umfeld der Schule Stumpfs entwickelten Untersuchungsmethoden direkt zu Musils literarischen Überlegungen zum Raum in Bezug setzen.

Mit Peter Berz kann etwa auf die psycho-physiologischen Versuche Erich Moritz von Hornbostels verwiesen werden, dessen Kollege und Freund Musil während seines Studiums der Experimentalpsychologie war.²⁰ Wie Berz beschreibt, erforscht Hornbostel 1915 die Entstehung von Hörräumen. Diese gründen in einer spezifischen *Verräumlichung von Zeit* und damit in derselben Bewegung, die Musil als Ansatzpunkt seiner im und durch den *Mann ohne Eigenschaften* niedergelegten Romantheorie nennt. Gemeinsam mit Paul von Wertheimer, der einige Jahre vor Beginn jener Experimente ebenfalls in persönlichem Kontakt zu Musil stand, entwickelt Hornbostel die sogenannte "Zeittheorie" räumlichen Hörens, die auf der Überlegung gründet, dass sich das Gefühl akustischer Räumlichkeit auf die Differenz zwischen der Position der beiden Ohren und damit die unterschiedlichen Wege zurückführen lässt, die akustische Reize zurücklegen müssen, bis sie verarbeitet werden können: "[W]eil der Schall je nach Lage der Schallquelle im linken und im rechten Ohr zu verschiedenen Zeiten ankommt, entsteht 'Hörraum' oder: der Raum im Hören."²¹ Das Hören, verstanden als prozessuale Relation zwischen Geräuschquelle und Hörer, ist der räumlichen Erfahrung, also letztlich dem Raum selbst, vorgeordnet.

Berz gibt an, dass Musil ein sehr ähnliches Konzept literarisch realisiert, und hat dabei eine Passage aus der kurzen Erzählung *Die Amsel vor Augen*, die Musil 1936 veröffentlicht. Eine literarische Figur (von Musil "Azwei" genannt) erzählt seinem Jugendfreund ("Aeins") eine Geschichte, die wie so viele Passagen in Musils Werk autobiografisch gesättigt zu sein scheint oder es zumindest sein könnte. Denn im Jahr 1915, während seine beiden früheren Kollegen am wahrnehmungsphysiologischen Nachweis des Hörraums arbeiten, ist Musil als Soldat der österreichisch-ungarischen Armee an der Front zu Italien eingesetzt und macht dort womöglich Bekanntschaft mit dem sogenannten Fliegerpfeil, einem leicht angespitzten, handlangen Metallstück, das im Ersten Weltkrieg von mehreren Kriegsparteien zur Bekämpfung von feindlicher Infanterie aus Flugzeugen geworfen wurde. Gut zwei Dekaden später wird die Wahrnehmung des Pfeils jedenfalls auf eine Weise beschrieben, die jenen Vergleich, den Berz zwischen Musils

¹⁹ Ebenda, S. 5.

²⁰ Peter Berz: I-Welten, in: Hans Georg Pott (Hg.): *Robert Musil – Dichter, Essayist, Wissenschaftler*, München: Fink 1993 (= Musil-Studien, hg. v. Karl Dinklage und Josef Strutz, Bd. 8), S. 171–192. Zu Musils Bekanntschaft zu Stumpf, Hornbostel und Wertheimer vgl. auch Corino: *Robert Musil*, S. 219–235. Zur Bedeutung der Gestalttheorie für Musils schriftstellerisches Wirken vgl. weiters Silvia Bonacchi: *Die Gestalt der Dichtung. Der Einfluss der Gestalttheorie auf das Werk Robert Musils*, Bern: Lang 1998.

²¹ Berz: I-Welten, S. 170.

literarischer Szene und den Experimenten Hornbostels und Wertheimers zieht, mehr als berechtigt erscheinen lässt. Hier die Nahtoderfahrung, die Azwei in dem Hörraum macht, der sich zwischen ihm und dem herabfallenden Metallbolzen aufspannt:

In diesem Augenblick hörte ich ein leises Klingen, das sich meinem hingerissen emporstarrenden Gesicht näherte. [...] Ich war gespannt, und im nächsten Augenblick hatte ich auch schon das sonderbare, nicht im Wahrscheinlichen begründete Empfinden: er trifft! [...] Ich wunderte mich zuerst darüber, daß nur ich das Klingen hören sollte. Dann dachte ich, daß der Laut wieder verschwinden werde. Aber er verschwand nicht. Er näherte sich mir, wenn auch sehr fern, und wurde perspektivisch größer. [...] Und in diesem Augenblick, wo ich inne wurde, daß ich allein diesen feinen Gesang hörte, stieg ihm etwas aus mir entgegen: ein Lebensstrahl; ebenso unendlich wie der von oben kommende des Todes. Ich erfinde das nicht, ich suche es so einfach wie möglich zu beschreiben; ich habe die Überzeugung, daß ich mich physikalisch nüchtern ausgedrückt habe [...].²²

3. Raum-Schreiben

Musils schriftstellerische Methode des "Essayismus" fußt auf einer Aufwertung des Relationalen, der Form bzw. Gestalt gegenüber den Entitäten. So erscheint Ulrich, dem Mann ohne Eigenschaften im *Mann ohne Eigenschaften*, "[d]er Wert einer Handlung oder einer Eigenschaft, ja sogar deren *Wesen und Natur* [...] abhängig von den Umständen, die sie umgaben, von den Zielen, denen sie dienten, mit einem Wort, von dem bald so, bald anders beschaffenen Ganzen, dem sie angehörten."²³ Ähnlich wie bei Uexküll ist auch bei Musil die Voraussetzung einer Änderung der jeweiligen relationalen Konstellation nicht nur ästhetisch (durch den bloßen Wechsel des Beobachtungsstandpunkts), sondern auch praktisch bedingt. So führt etwa ein medizinwissenschaftlicher Umgang zu einer anderen Wahrnehmung und damit zu einer anderen *Umwelt*:

Die Gehilfin in einem Krankenhaus, die, blütenweiß gekleidet, den Kot eines Patienten in einem weißen Porzellanschüsselchen mit helfenden Säuren zu einem purpurfarbenen Aufstrich verreibt, dessen richtige Farbe ihre Aufmerksamkeit belohnt, befindet sich schon jetzt, auch wenn sie es nicht weiß, in einer wandelbareren Welt als die junge Dame, die vor dem gleichen Gegenstand auf der Straße erschauert.²⁴

Und wie Heidegger schiebt auch Musil den Raum als Abstraktum beiseite, um am Begegnen von Dingen anzusetzen. Es sind auch hier die jeweiligen Relationen, die nicht nur Räume, sondern gleichzeitig mit diesen auch Objekte und Subjekte erst konstituieren.²⁵ Wie Oliver Simons zeigt,²⁶

²² Robert Musil: Die Amsel, in: Ders., *Gesammelte Werke in neun Bänden*, hg. v. Adolf Frisé, Bd. 7, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 548–561, hier: S. 555f. (Hervorhebungen G. S.).

²³ Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Bd. 1, S. 250 (Hervorhebung G. S.).

²⁴ Ebd., S. 251.

²⁵ Hieraus ergibt sich, dass der (von Musil selbst gebrauchte und in der Musilforschung längst etablierte) Begriff des "Perspektivismus" zu schwach ist, um den hier im Zentrum stehenden Ansatz ganz zu erfassen. Die Rede vom Musil'schen

wird dies schon in Musils frühem Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906) deutlich. Der notorisch verwirrte Törleß hat eben ein mathematisches Problem mit seinem Lehrer besprochen, liegt nun, gedankenverloren, auf einer Wiese und schaut in die Luft. In den Himmel blickend fragt sich Törleß, "wie hoch" dieser eigentlich sei, das "unsagbar tiefe Loch zwischen den Wolken".²⁷ In der wechselnden Bezeichnung des Himmels als "hoch" und "tiefe[s] Loch" ist schon, wie Simons betont, die Reziprozität angedeutet, in der Raum und Subjekt zueinander stehen. Als Törleß die Augen schließt, ergreift ihn das Gefühl, der Himmel würde in diesem Moment "riesig und schweigend" *auf ihn* herunterstarren.²⁸ Im relativen Raum verliert also die kategoriale Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt (etwa als aktiv und passiv) ihre Schärfe; als weitaus bedeutender als solche vorab anzugebenden *Eigenschaften* zeigt sich die *Relation* zwischen verschiedenen Gegenständen.

Vielleicht am deutlichsten wird die überaus große Bedeutung von im engeren Sinn räumlichen Konstellationen für Musils Schreiben in der ersten Erzählung der 1911 erschienenen *Vereinigungen* mit dem Titel *Die Vollendung der Liebe*. Nachgerade das ganze Gerüst jener Erzählung besteht aus räumlichen Relationen, die in ebenso subtiler wie konsequenter Weise mit den hier im Zentrum stehenden, zwischenmenschlichen Beziehungen enggeführt werden. Schon auf der ersten Seite der Erzählung finden sich etwa Sätze wie dieser: "Der Arm der Frau aber ragte von der Kanne weg und der Blick, mit dem sie nach ihrem Manne sah, bildete mit ihm einen starren, steifen Winkel."²⁹ Trotz der geometrisch-genauen Darstellung geht es hier jedoch nicht um die literarische Repräsentation gegebener räumlicher Relationen. Vielmehr wird versucht, die innere Logik von Raum- und Formbildung *in actu* einzufangen – "wie wenn sich plötzlich Flächen ordnen und ein Kristall sich bildet..."³⁰ Der Kristall – Anfang des 20. Jahrhunderts ein Topos im Kontext von Reflexionen über Phänomene der Selbstorganisation³¹ – wird hier nicht zufällig genannt, sondern zeigt jenen Umschlag an, der das immer wiederkehrende Thema des Textes bildet. Form und Raum werden in einer Erzählung, deren Ziel man näherungsweise als eine literarische Geometrie der Gefühle bezeichnen könnte, erst in der textlichen Nährlösung produziert, nicht etwa bloß durch den Text abgebildet.

In diesen wenigen Beispielen, denen man zahlreiche weitere zur Seite stellen könnte, deutet sich bereits an, dass die neuen Formen der Raumvorstellung und avancierte literarische Ausdrucksformen mehr verbindet als bloße Gleichzeitigkeit. Geht man mit Ernst Cassirer davon aus,

Perspektivismus kann jede Veränderung nur als eine der Erscheinung, der Wahrnehmung begreifen und trifft eben gerade nicht "Wesen und Natur" (Ebd., S. 250) der Dinge, Subjekte und räumlichen Konstellationen.

²⁶ Simons: *Raumgeschichten*, S. 284–287.

²⁷ Robert Musil: *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*, in: Ders., *Gesammelte Werke in neun Bänden*, hg. v. Adolf Frisé, Bd. 6, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 7–140, hier: S. 62. Vgl. Simons: *Raumgeschichten*, S. 284–287.

²⁸ Musil: *Törleß*, Bd. 6, S. 63.

²⁹ Robert Musil: *Vereinigungen. Zwei Erzählungen*, in: Ders., *Gesammelte Werke in neun Bänden*, hg. v. Adolf Frisé, Bd. 6, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 156–223, hier: S. 156.

³⁰ Ebd., S. 157.

³¹ Ernst Haeckel etwa meint aufgrund von dessen Fähigkeit zur Selbstorganisation im Kristall ein Übergangsphänomen zwischen dem Anorganischen und dem Organischen zu erkennen, vgl. Ernst Haeckel: *Die Lebenswunder*, Stuttgart: Kröner 1905, S. 47.

dass "alle gedanklichen und ideellen Beziehungen dem Sprachbewußtsein erst dadurch faßbar [werden], daß es sie auf den Raum projiziert und in ihm analogisch 'abbildet'" und dass konsequenterweise Sprache erst an "den Verhältnissen des Beisammen, des Neben- und Auseinander [...] das Mittel zur Darstellung der verschiedenartigsten Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Gegensätze" gewinnt,³² dann liegt der Schluss nahe, dass eine Revolution der Raumvorstellungen, wie sie um 1900 in unterschiedlichen Wissensbereichen zu konstatieren ist, eine Revolution der Literatur geradezu zwangsläufig nach sich zieht. Musils Prosa liefert dafür einen geradezu paradigmatischen Beleg. In seinem, sich durch zahlreichen Texte ziehenden Versuch, Räumliches grundlegend relational zu verstehen, kommt eine Kritik an überkommenen Raumvorstellungen ebenso wie eine Kritik an einer dem Paradigma der Repräsentation verhafteten Literatur zum Ausdruck.

In diesem Kontext kann auch und gerade "Stadt" – um nach diesem langen Umweg wieder zu ihr zurückzukehren – nicht mehr als Konglomerat individualisier- und damit definierbarer Dinge beschrieben, sondern muss als Konstellation von Bezügen gefasst werden. Musil begreift diese als ästhetische und praktische Bezüge und versucht sich bereits auf der ersten Seite des *Mannes ohne Eigenschaften* an ihrem sprachlichen Ausdruck:

Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile fuhren, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls. Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von dem klare Töne absplitterten und verflogen. An diesem Geräusch, ohne daß sich seine Besonderheit beschreiben ließe, würde ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben, daß er sich in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien befinde. Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen.³³

Die Nähe zu den oben skizzierten neuen Raumtheorien ist hier keineswegs zufällig, sondern Folge einer Abkehr von der Repräsentation und einer Konzentration auf das relationale Apriori räumlicher Phänomene. Wie in den Experimenten Hornbostels und Wertheimers ordnen sich auch bei Musil Geschwindigkeit und Geräusch, Hörer und Gehörtes – anstatt sich in einem vorab gegebenen Raum zu verteilen – zu etwas, das erst nach jener Organisationsleistung als Räumliches anzusprechen ist. Die "Zusammenstöße[...] von Dingen" sind hier basaler als die Dinge selbst, sie kommen diesen in jeder Hinsicht zuvor: "Schon einen Augenblick *vorher* war etwas aus der Reihe gesprungen, eine *quer schlagende Bewegung*; etwas hatte sich *gedreht*, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war es, *wie sich jetzt zeigte*".³⁴

³² Ernst Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*. 3 Teile, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1953 [1923], Teil I, S. 152.

³³ Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 9.

³⁴ Ebd., S. 10.

Mit den Dingen sind auch die Begriffe, die Benennungen zu sekundären Phänomenen geworden; erst nachträglich stellt sich heraus, dass es ein "Lastwagen" war, der in die "quer schlagende Bewegung" verwickelt gewesen ist. Als gerade an jenem Moment der Instabilität interessierte – der skizzierte Unfall steht geradezu programmatisch am Beginn des Romans – kann Musils Prosa sich nicht auf die definitorische Macht von Namen verlassen. Der Lastwagen – als Phänomen und als Begriff – kommt zu spät, nämlich erst dann, wenn alles schon geschehen ist. Und er kommt nicht nur spät, sondern, so möchte man meinen, verschämt, ebenso verschämt wie die gleich wieder relativierte Bestimmung des Ortes der Handlung als "Wien". Als wäre Musils Ambition, eine Sprache für Bezüge zu finden, die nicht zwischen Entitäten gespannt werden, sondern diese erst hervorbringen, erst erfüllt, sobald Aussagen nach dem Muster 'etwas ist das oder jenes' überflüssig würden. Das erst spät in den Roman eingeführte Konzept des "Anderen Zustandes" wird vor diesem Hintergrund als eine Denkfigur lesbar, die auf solche Identitätsbestimmungen und die damit zwangsläufig verknüpften radikalen Absetzbewegungen verzichten möchte und versucht, einer neuen Räumlichkeit eine neue Sprache zu geben. So seien "die Dinge nicht mehr einander abwehrende und verdrängende, geschlossene Körper [...], sondern geöffnete und verbundene Formen"³⁵, die konsequenterweise nicht in einer Sprache eingefangen werden können, die auf die Macht begrifflicher Definitionen vertraut.

4. Ortseingang

Ohne Konturen aber zerbricht die *episteme* der Repräsentation (die die Vorstellungen von Selbstidentität und Differenz voraussetzt), und damit erodiert eben nicht nur die klassische Raumvorstellung, sondern, wie angedeutet, auch die begriffliche Sprache. Nicht nur die Pietät verbietet es daher, in dieser zu Lebzeiten unveröffentlichten und von Musil selbst immer wieder relativierten Auflösung der Dinge und Namen im "Anderen Zustand" so etwas wie die letzte und wesentlichste Pointe des so facettenreichen Romans erkennen zu wollen. Würde man sich doch mit einer solchen Lesart jeder Möglichkeit berauben, etwas über diesen Text auszusagen, das über die dürre Behauptung hinausginge, er verschließe sich in der Esoterik der eigenen, einen Weltbezug im engeren Sinn nicht mehr zulassenden Prosa. (Womit man sich zudem die kaum lösbare Frage einhandeln würde, von welchem Standpunkt aus eine solche Schließung überhaupt beobachtbar sein sollte.)

Wenn Literatur und Theorie jedoch weder im luftleeren Raum geschrieben noch dort gelesen wird, dann wäre die Argumentation umzukehren. Muss nicht erst die reale, sozial-räumliche Ordnung destabilisiert, die überkommene "stat" (im Althochdeutschen für: Stelle, klar begrenzter und lokalisierbarer Ort) in der modernen Stadt gleichsam aufgelöst werden, um die Möglichkeit eines solchen Denkens freizugeben? Oder – sofern man das aufgerufene Kausalverhältnis zu stark findet – muss nicht zumindest eine Korrelation zwischen dem Dispositiv der modernen

³⁵ Ebd., Bd. 5, S. 1657.

Stadt und den epistemologischen Verschiebungen angenommen werden, die oben skizziert wurden?

Georg Simmels knapp drei Jahrzehnte vor dem *Mann ohne Eigenschaften* veröffentlichten Überlegungen über *Die Großstädte und das Geistesleben* würden eine solche Verknüpfung allemal nahelegen.³⁶ Hier wird gerade die Konjunktur des Bezügllichen, der ubiquitären "Wechselwirkung" und das damit verbundene Absehen von Wesenheiten eng an die Bildung moderner Stadtstrukturen gebunden. Die Großstadt – so ein zentrales Argument – lässt sich nicht in klassischen Raumvorstellungen beschreiben. So weist Simmel etwa darauf hin, dass sie gleichsam unabhängig von ihrem "Inhalt" sei. Die Bedeutung des kleinen Weimars vergehe gleichzeitig mit dem Tod Goethes, aber Paris – um Simmels Gedanken in ein Beispiel zu fassen – bleibt bedeutend, auch wenn Balzac oder Napoleon sterben oder ganze Stadtviertel niederbrennen.³⁷ Die große Stadt ist demnach durch eine solche Charakterisierung nicht zu fassen; sie lässt sich nicht durch das definieren, was sie als Raum "enthält"; in ihr liegt, um Simmels Gedanken mit einer Paraphrase Musils auf den Punkt zu bringen, mehr Möglichkeit als Wirklichkeit.

Gleichzeitig verweist Simmel auf die Unmöglichkeit der Begrenzung nach innen wie nach außen. An einer belebten Kreuzung in der Großstadt geschieht in der Minute soviel wie in einem kleinen Dorf an einem ganzen Tag. Die daraus sich ergebende Reizüberflutung hat ein Absehen des Großstädtlers von den jeweils individuellen Phänomenen und eine Konzentration auf Wechselwirkungen zur Folge, die von den jeweiligen Singularitäten abstrahiert werden können und so gleichsam eine Affektökonomie ermöglichen, die Simmel unter dem Begriff der "Blasiertheit" fasst (also dem Absehen vom Detaillierten, Kleinen, Konkreten und vor allem vom Einzelnen, Begrenzten, Unterschiedenen). Ist die innere Ordnung durch diese Verschiebungen bestimmt, die Nähe, Enge und Singularität auflösen und letztlich nur noch die abstraktesten Wechselwirkungen aufrecht erhalten (vornehmlich Geldflüsse),³⁸ dann gilt eine ähnliche Auflösung der Kontur auch hinsichtlich der Unterscheidung zum Außen. Vieles von dem, was in der Großstadt geschieht, hat über ihre Grenzen hinaus Bedeutung. Gesetze für ein ganzes Land werden verabschiedet, Handelsverbindungen mit internationaler Wirkung geschlossen, Lohnerhöhungen erstritten, die allen Arbeitern in der Nation zugutekommen. Städte sind demnach gerade keine nach außen hin irgendwie abschließbare Phänomene, ihre Relevanz hängt vielmehr vom Grad ihrer Vernetzung ab.³⁹

Mit Blick auf eine biografische Skizze Theodor Lessings könnte man diese Stadtphilosophie selbst wieder nicht so sehr als *Theorie über Stadt*, sondern als *Produkt der Stadt* begreifen und damit dem Dispositiv "moderne Stadt" eingliedern. In der kurzen Passage tritt die Stadt selbst

³⁶ Georg Simmel: *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. 1 (=Gesamtausgabe, Bd. 7) Frankfurt/M: Suhrkamp 1995, S. 116–132.

³⁷ Ebd., S. 127.

³⁸ Simmel verweist am Schluss des Aufsatzes auf seine 1900 erschienene *Philosophie des Geldes*, in der die hier erwähnten "Begründung und Ausführung der kulturgeschichtlichen Hauptgedanken" niedergelegt seien (Ebd., S. 206).

³⁹ Ebd., S. 126.

als "Wiege" einer Philosophie auf, die dann konsequenterweise nur Stadtphilosophie, und das heißt (mit Simmel) eben auch, nur Philosophie der "Wechselwirkung" bzw. der Relationalität sein kann:

Georg Simmel wurde am 1. März 1858 in Berlin geboren. Über seinem Geburtshause (an der Ecke der Leipziger und Friedrichsstraße) flammte nicht, wie in Bethlehems Krippe der Frieden verheißende Weihestern. Nein! Schreiende Lichtreklamen prahlten von einer Schmutzwelt großstädtischer Lustorgien. Bahnen rasselten! Omnibusse keuchten vorüber. Und die Geschäftswagen stauten sich in den vier einander kreuzenden Straßenzügen, deren glatte Trottoire allabendlich das giftige grüne Gaslicht aus hundert Laternen zurückwarfen. Und statt der Englein holdem Halleluja aus blauen Lüften hörte man Tag und Nacht einer fruchtbaren Menschenmasse wahnsinniges Getöse. [...] Der kleine Georg aber schlief in der geräuschvollsten Wiege, die wohl je einen Philosophen gewiegt hat.⁴⁰

Auch Musil – und in dieser Volte könnte man nun der Stadt eine wesentliche und, wenn man so will, handgreifliche Relevanz für den *Mann ohne Eigenschaften* zuschreiben – trägt in seinem Umgang mit dem Phänomen Stadt eben auch dieser bei Simmel angedeuteten real-historischen Verschiebung Rechnung bzw. gibt er mit seinem Roman zumindest ein außerordentlich luzides Symptom jener Verschiebung. Auch hier kann eine enge Verbindung zwischen der modernen Stadt und dem Selbstverständnis ihrer Bewohner, zwischen Großstadt und spätmoderner Subjektskepsis oder eben mit Simmel, zwischen *Großstädten und Geistesleben* gezogen werden.

Wenn der geschlossene Charakter – dessen Absetzung von all dem, was nicht zu ihm gehört, die Voraussetzung der eigenen Integrität ausmacht – durch die von Simmel beschriebene und nicht zuletzt in Musils Roman sprichwörtlich gewordene *Eigenschaftslosigkeit* moderner Menschen in und nach der vorletzten Jahrhundertwende aufgebrochen wird, dann gilt ähnliches auch für die Stadt. So verliert Wien ab 1858 mit seinen Stadtmauern die eigene Kontur, die durchaus mit der für die überkommenen Subjekttheorien der Zeit um 1800 so bedeutenden Haut vergleichbare Grenze zum Außen⁴¹ und damit – folgt man den zahllosen zeitgenössischen Nachrufen auf das alte Wien der Zeit zwischen dem Wiener Kongress und der Stadterneuerung in den späten 1850ern und 1860ern – den eigenen, typischen Charakter. Wie das spätmoderne, notorisch Ichschwache Individuum des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist auch die Großstadt schlechterdings nicht mehr als in sich geschlossene und nach außen abgegrenzte Entität anzusprechen. Wo einst klare Grenzen zwischen Individuum und Umgebung bzw. Stadt und Nicht-Stadt bestanden, finden sich nun Räume des Übergangs und der Transgression.

⁴⁰ Theodor Lessing: *Philosophie als Tat*, Göttingen: Otto Hapke 1914, S. 303f.

⁴¹ Zur Bedeutung hygienischer, medizinischer und affekttheoretischer Ideen körperlicher Geschlossenheit für das Aufkommen moderner Subjektvorstellungen um 1800, vgl. Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Fink 2003, v. a. S. 54–65.

Es ist kein Zufall, dass Musil seinen Romanhelden, der sich vor allem dadurch auszeichnet, dass er sich auf nichts festlegen lässt,⁴² nicht in eine Stadt im überkommenen, engeren Sinn, also eine lokalisierbare Stelle versetzt, sondern an einen instabilen und veränderlichen Raum des Übergangs:

*Der Mann ohne Eigenschaften hatte [...] dieses Schlößchen gemietet, das einst ein vor den Toren liegender Sommersitz gewesen war, der seine Bestimmung verlor, als die Großstadt über ihn wegwuchs, und zuletzt nicht mehr als ein brachliegendes, auf das Steigen der Bodenpreise wartendes Grundstück darstellte, das von niemand bewohnt wurde.*⁴³

Die selbst wiederum eigenschaftslose Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften⁴⁴ findet ihren Nicht-Ort in einem Raum, der nicht im engsten Sinn zur Stadt gehört, von dem aber auch nicht gesagt werden kann, dass er außerhalb ihrer liege. Ulrich wohnt eben nicht *in*, sondern *an*, nämlich an einem "jener langen, gewundenen Verkehrsflüsse, die strahlenförmig am Kern der Stadt entspringen, die äußeren Bezirke durchziehen und in die Vorstädte münden"⁴⁵ und, wie man hinzufügen könnte, auch dort nicht enden, sondern ins flache Land hinausführen. Diese dynamischen Wege unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihrer potentiellen Unendlichkeit von stabilen Orten (Wege münden in aller Regel in andere Wege und Straße). So liegt es etwa an einer komplexen Verschiebung ökonomisch prosperierender Räume und mehr noch an der Erwartung einer solchen Verschiebung, dass jenes Schlößchen, das sich Ulrich als Wohnung einrichtet, gerade jetzt verlassen daliegt und von ihm günstig gemietet werden kann. Stadtentwicklung, so könnte man sagen, wird in dieser kleinen Szene als reale Voraussetzung für eine

⁴² Einer der bekanntesten Versuche, jene Vorstellung von Definierbarkeit in Frage zu stellen, findet sich bereits auf den ersten Seiten von Musils *Mann ohne Eigenschaften*. In dem bekannten und oft zitierten achten Kapitel mit dem Titel *Kakanien* kritisiert Musil mit dem zeitgenössischen Charaktermodell auch das Identitätskonzept, auf dem dieses beruht. Die Vorstellung einer restlos repräsentierbaren Identität wird dabei auf eine ebenso originelle wie eingängige Weise zurückgewiesen. Der Liste von "mindestens" neun Charakteren ("einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter" (Musil: *Mann ohne Eigenschaften*, Bd. 1, S. 34), die jeder Mensch sein eigen nenne, stellt Musil einen zehnten Charakter zur Seite – oder, besser, setzt einen solchen den anderen neun entgegen. So zeigt sich eine solche "Mulde" (Ebd.) als ein Phänomen, das die Einheit der einzelnen Bestimmungen und des menschlichen Charakters selbst ab absurdum führt. Anders als die anderen neun Charaktere, die jeweils eine Bandbreite an Unterscheidungen und damit Bestimmungen eröffnen (insofern es verschiedene Berufe, Nationalitäten etc. gibt), trägt der zehnte Charakter zur Definition des Individuum nichts Inhaltliches bei, sondern wirkt als der verdeckte Bruch, der die anderen Unterscheidungen, die sich in den neun Charakteren aussprechen, erst ermöglicht. Er öffnet diese und die Vorstellung von Identität als solche damit einer Dekonstruktion (die durchaus im Sinn Derridas verstanden werden könnte, mit dessen Konzept der *différance* Musils Konzept einige Ähnlichkeit besitzt). Der zehnte Charakter fügt sich so als wesentliche und gleichsam exemplarische Denkfigur in den Rahmen eines Projekts, in dem es darum geht, Wirklichkeit aufzureißen, als in sich Instabiles und Plurales erkennbar und damit andere Möglichkeiten sichtbar zu machen. Als solcher ist er selbst unter keinen unproblematischen Begriff der Wirklichkeit zu subsumieren, sondern – und nicht zufällig verbindet Musil diese Verknüpfung der Subjektdekonstruktion hier wieder mit der von ihm so häufig geführten Rede von Räumen – "nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun andern Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit andern Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte." (Ebd.)

⁴³ Musil: *Mann ohne Eigenschaften*, Bd. 1, S. 13.

⁴⁴ "[...] etwas wie ein kurzflügeliges Schlößchen, ein Jagd- und Liebesschlößchen vergangener Zeiten. Genau gesagt, seine Traggewölbe waren aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Park und der Oberstock trugen das Ansehen des achtzehnten Jahrhunderts, die Fassade war im neunzehnten Jahrhundert erneuert und etwas verdorben worden, das ganze hatte also einen etwas verwackelten Sinn, so wie übereinander photographierte Bilder; aber es war so, daß man unfehlbar stehen blieb und 'Ah!' sagte." (Ebd., S. 12.)

⁴⁵ Ebd.

epistemologische Verschiebung kenntlich, die Vorstellungen von Raum, damit die Fragen nach der Möglichkeit von Repräsentation, Subjektivität und nicht zuletzt von Sprache betrifft.

Tatsächlich lässt eben jene Stadtentwicklung auch die in der oben gegebenen Lesart verabschiedeten Namen bzw. deren definitorische Macht wieder leuchten – wenn auch im schiefen Licht der Ironie. Dass nämlich der Vorname des eigenschaftslosen Profiteurs moderner Bodenspekulation, Ulrich, etymologisch auf das Erbgut (althochdeutsch: *ôd(al)*) verweist und damit gerade auf jene Gesellschaftsform des Feudalismus, die ihre Stabilität aus der Verwurzelung in demselben Raum zieht, der im – in und durch die Stadt entstandenen – modernen Kapitalismus des beginnenden 20. Jahrhunderts längst selbst zunehmend instabil erscheinen muss, mag Musil selbst gar nicht aufgefallen sein. Einmal entschlüsselt wirkt dieser Umstand jedoch als Kontrapunkt, der den nach Gründen für Ulrichs "Eigenschaftslosigkeit" suchenden Blick auf ein neues Dispositiv sozialer Räumlichkeit lenkt: die moderne Großstadt.